Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 43 (1955-1956)

Artikel: Ceylon, Perle der Tropen
Autor: Gutersohn, H. / Köchli, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-323766

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kostbarkeiten aus dem Vordern Orient

Vortrag von Herrn Dr. H. Mathys, Burgdorf, am 25. Februar 1955

Wenige Gebiete der Erde besitzen für den archäologisch Begeisterten eine solche Anziehungskraft und hinterlassen einen solch nachhaltigen Eindruck wie die Ruinenfelder des Vordern Orients. In Syrien und Libanon entstanden, blühten und verschwanden seit Jahrtausenden die verschiedensten Kulturen. Die beiden Länder waren richtige Durchgangsgebiete für all die Völker, die im mittleren Osten um die Herrschaft stritten. Dieses Gebiet ist folglich übersät mit Ruinen von Städten, Tempeln, Denkmälern und Burgen. Der Referent wählte aus der Fülle ein paar Kostbarkeiten aus, so Sidon, die einstige blühende Phönizierstadt, berühmt durch die Purpurherstellung; die gewaltige Kreuzfahrerburg «Krak des chevaliers» mit ihren wuchtigen Verteidigungsanlagen; Baalbeek (Heliopolis) bekannt durch die Baalkultur; Damaskus, eines der vier arabischen Paradiese mit reichen Kulturen an Orangen, Zitronen, Aprikosen, Pfirsichen, aber keinen Dattelpalmen; und schließlich Palmyra, wo die Schweizer heute dank des Schweizerischen Nationalfonds für die Wissenschaften ihr erstes eigenes Ausgrabungsfeld im Orient besitzen. Palmyra muß einst den Nomaden und den Reisenden wie ein Garten Edens erschienen sein; denn auch heute noch ist der Gegensatz zwischen der syrischen Wüstensteppe und der blühenden Palmenoase äußerst eindrücklich, obwohl sie nur einen kläglichen Überrest einstiger Größe darstellt. Die Stadt war im Altertum dank ihrer Lage am äußersten Grenzgürtel des Römerreiches eine wichtige Handelsstation. Ihre Lage, mitten in der Wüste, machte sie zu einem wichtigen Etappenort. Während des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. ging beinahe der ganze beträchtliche Osthandel des Römerreiches über Palmyra. Hier bildeten sich die großen Karawanen, die zum Zweistromland und zum Persischen Meerbusen zogen. Die Palmyrer waren aber nicht nur tüchtige Handelsleute, sondern auch fähige Ackerbauer. Durch sinnreiche Bewässerungsanlagen berieselten sie die angrenzenden Wüstengebiete und verwandelten sie in ertragreiches Ackerland. Im 3. Jahrhundert begann dann der Stern Palmyras zu sinken; 273 n. Chr. wurde die Stadt im Kampfe Kaiser Aurelians gegen die rebellische Zenobia weitgehend zerstört. Die Handelswege gingen von da an nördlich Palmyras durch, so daß die Stadt langsam im Sand und durch Erdbeben unterging. *P. Köchli*

Ceylon, Perle der Tropen

Vortrag von Herrn Prof. Dr. H. Gutersohn, Zürich, am 16. März 1955

Ceylon ist scheinbar jenes unvergeßliche tropische Paradies, in welchem man gerne seine Tage beschließen möchte. Die Insel mit einer Fläche von 66 000 km² und 8,3 Millionen Einwohnern ist früher ein Endland gewesen; heute jedoch ein Welt-

verkehrsmittelpunkt für Luft- und Schiffsverkehr; denn beinahe alle Flugzeuge und Schiffe von und nach Asien und Australien wählen Colombo als Zwischenhalt.

Die Schweiz ist insofern mit Ceylon verbunden, als Dr. Sarasin aus Basel vor fünfzig Jahren die Kultur der Weddas, der wahrscheinlichen Urbevölkerung Ceylons, erforscht hat. Die letzten Reste dieses primitiven Volkes leben noch im Osten der Insel; ihr baldiges Aufgehen in den Singhalesen ist aber unvermeidlich. Dieses Volk, das siebzig Prozent der Bevölkerung umfaßt, stammt aus dem Gangesdelta, gehört zu den Indoariern und hat sich um 600 vor Christus im trockenen Norden der Insel niedergelassen. Die Singhalesen zeichnen sich heute noch durch hohen, schlanken Wuchs und helle Hautfarbe aus. Die Blütezeit dieses Volkes dauerte bis ins 11. Jahrhundert. Sie waren seit jeher Reisbauern und mußten im trockenen Neusiedlungsgebiet Stauteiche für die Naßreiskulturen anlegen. Man zählte deren zwölftausend, die heute wieder instand gestellt werden sollen, um die Anbaufläche zu erweitern, damit die rasch wachsende Bevölkerung ernährt werden kann. Ein Singhalese sagte: Die Zeit ist unser größter Feind; denn die Bevölkerung wächst rascher als die Produktion. Um die veralteten Anbaumethoden mit geringem Ertrag durch neuzeitliche zu ersetzen, sind in Candy eine agrikulturtechnische Forschungsstation und in Beradinia neben dem botanischen Garten eine neue singhalesische Universität errichtet worden. Die Singhalesen versuchen an die alte Blüte, an die sie durch die wenigen Ruinen in den früheren Hauptstädten Anuradhapura (Mondsteine und Dagoba, Stupabauten, weisen darauf hin) und Polonâruva erinnert werden, wieder anzuknüpfen. Ihren Bestrebungen stehen Hindernisse im Wege; denn die Singhalesen stoßen dabei auf die Tamilen. Die ersten Tamilen kamen um 500 nach Christus nach Ceylon. Die beiden Völker verständigten sich; jedes Volk behielt seine Kultur und seine Religion: die Singhalesen sind Buddhisten, die Tamilen Hindus. Seit 1939 sind nun aber ungefähr eine Million Tamilen aus dem übervölkerten Indien eingewandert. Sie werden als Fremdkörper empfunden, den man nicht zu assimilieren vermag. Die Singhalesen möchten, daß diese Neuankömmlinge nach Indien zurückkehrten, was auf den Widerstand Indiens stößt.

Die Eingeborenen ernähren sich vorwiegend von Reis und Kokosnuß. Forschungen haben ergeben, daß diese Nahrung die günstigste Zusammensetzung bildet. Die Kokospflanzungen dehnen sich ständig aus und bedecken heute bereits einen Drittel des anbaufähigen Landes. Reis mußte dagegen in den letzten Jahren eingeführt werden, und zwar jährlich für ungefähr 200 Millionen Schweizerfranken, was für den jungen Staat eine zu große Belastung darstellt. Seine Einkünfte entstehen größtenteils aus dem Tee-Export. Zwölftausend Plantagen mit einer Fläche von 180000 ha liefern jährlich gegen 100000 t getrockneten Tees. Daneben werden auch Kautschuk (die Anbaufläche mit Hevea brasiliensis beträgt 200000 ha), Pfeffer, Kakao, etwas Edelsteine usw. ausgeführt; während der Kaffeeanbau infolge Krankheiten fast vollständig verschwunden ist. Die prächtigen

Lichtbilder, mit denen der Vortragende aufwartete, hätten über die tiefe Lebenshaltung und die verborgenen wirtschaftlichen Sorgen hinweggetäuscht, so mußte er jedoch der Perle der Tropen einige Schönheiten entziehen, um ein tatsächliches Bild der Verhältnisse zu vermitteln. *P. Köchli*

Die schweizerische Virunga-Expedition in Zentralafrika 1954/55

Vortrag von Herrn Prof. Dr. A. Heim, Zürich, am 21. Oktober 1955

Die Virunga-Vulkanlandschaft wurde 1894 vom deutschen Grafen Götzen entdeckt. 1927 überflogen Mittelholzer und Heim dieses Gebiet, das Prof. Dr. Heim, einen lang gehegten Wunsch verwirklichend, 1954/55 näher kennenlernen konnte.

Von den acht Vulkanen liegen fünf innerhalb des Nationalparkes des belgischen Kongos, drei bilden die Grenze zum östlich gelegenen britischen Uganda. Der Kiwusee in 1460 m Höhe und von fünffacher Ausdehnung des Bodensees ist durch Lavaergüsse gestaut worden. Früher entwässerte er einmal nach Norden zum Edwardsee, heute nach dem Süden zum Tanganjikasee. Jüngere vulkanische Lavamassen haben zwischen dem Kiwusee und dem Eduardsee eine neue Wasserscheide geschaffen und damit diese Ablenkung bewirkt. Von den westlichen Vulkanen sind der Niragonggo und der Namlogira noch tätig, allerdings teilweise nur noch mit Solfatarentätigkeit. Die übrigen Vulkane scheinen erloschen zu sein. Im ganzen Gebiet ist nur basische Lava zu finden, die in ihren Fluß- und Erstarrungsformen der hawaianischen gleicht. Neuere bedeutende Ausbrüche fanden 1938 und 1948 statt, wobei die Lava 25 km weit in den Kiwusee vordrang und an dessen Ufer durch die fast plötzliche Abkühlung eigenartige Erstarrungsformen erhielt.

Das Virungagebiet ist vorwiegend von Bantunegern besiedelt, die als Umgangssprache das Kisuaheli benützen. Neben den Riesen Afrikas, den Watussi, bewohnen auch Pygmäenstämme das Gebiet. Ein Teil der Pygmäen ist bereits seßhaft geworden. Die Bewohner sind vorwiegend Vegetarier, die sich von Bohnen (Hauptspeise, es werden jedoch keine Schoten gegessen), Süßkartoffeln, Mais, Bananen usw. ernähren. Die Watussi sind zwar Viehzüchter – ihr Rind ist durch die ungeheuren Hörner bekannt –; aber die Kuh gilt als heiliges Tier und als Ausweis des Reichtums. Mit Kühen kauft der Watussi seine Lebensgefährtin. Bei allen Volksstämmen dringt leider bereits die Zivilisation ein, die sich meistens im Tragen von äußerst grellen, bunten und billigen amerikanischen Stoffen ankündigt.

Die Expedition widmete sich eingehend pflanzlichen Studien. Infolge der Vorschriften der Parkverwaltung, die eine Begehung des Gebietes nur auf vorgezeichneten Wegen und unter Aufsicht eines schwarzen Polizisten erlaubte, war die Ausbeute geringer als erhofft. Trotzdem konnte wertvolles Material gesammelt werden. Anhand von Bildern zeigte Prof. Dr. Heim die Entwicklung des Pflanzenlebens auf der Lava. Sie beginnt mit Sauerampfer, setzt sich über Farne fort, denen